

V E R T R E I B U N G

Wir schrieben das Jahr 1945. Das Ende des schrecklichen 2., Weltkrieges, der auch unsägliches Leid über uns Deutsche in Böhmen gebracht hatte, begann sich abzuzeichnen.

In meinem Heimatort Oberplan, wo meine Eltern einen Gast- und Landwirtschaftlichen Betrieb mit Viehhandel führten, hatte sich seit Ausbruch des Krieges manches verändert. Wie überall in Kriegführenden Ländern fehlten die Männer im Ort. Was daheim zu tun war, verrichteten Frauen, Kinder und alte Leute. Die Auswirkungen des Krieges wurden spürbar.

Der reizvolle Marktflecken Oberplan, auf einer sanften Anhöhe angesiedelt, von schöner, waldreicher Landschaft umgeben und deshalb von vielen Erholungssuchenden Menschen als Ruheplatz geliebt und geschätzt, wurde aus seinen Träumen gerissen.

Viele Flüchtlinge lebten hier und in den umliegenden Dörfern, Menschen, die vor der näher kommenden Front, vor Gefahr und Tod, aus der Hölle der bombardierten Städte geflohen waren, suchten bei uns im Böhmerwald Schutz und Zuflucht. Sie mussten ihre Heimorte, die zu Kriegsschauplätzen geworden waren, verlassen. Aus Schlesien, Weißrussland, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien und anderen bedrohten Gebieten waren sie gekommen.

Für uns hieß es zusammenrücken, Platz machen für heimatlos gewordene Menschen. Auch in unserem Haus herrschte reger Betrieb. Im 1. Stock lebten nun die Großeltern, die von den amerikanischen Besatzungstruppen aus ihrem Haus ausquartiert worden waren. Ställe und Wirtschaftsräume waren belegt, im Gastzimmer haben Menschen aus Weißrussland Unterkunft gefunden. Zu viele wohnten hier auf engem Raum zusammengedrängt, Stockbett neben Stockbett. Der Dunst, der sich an den Wänden niederschlug, triefte in kleinen Bächen von der einst so schönen Holzverkleidung.

In Krummau, wo ich im Herbst 1944 in die Lehrerbildungsanstalt eingetreten war und dort in einem Internat lebte, bis die Schulen wegen des Krieges geschlossen werden mussten, begegnete ich den ersten Treck aus den Balkanländern. Damals ahnte ich noch nicht, dass uns Böhmerwäldler ein ähnliches Schicksal ereilen würde.

Es war die Zeit, wo es wenig zu essen gab, wo man sich vor Geschäften in endlosen Schlangen anstellte, um etwas Essbares nach Hause zu bringen.

Die Front kam immer näher. Das dumpfe Rollen der Kanonen, immer deutlicher hörbar, deutete dies an. Im Mai 1945 war der Krieg zu Ende.

Die Wirren der Nachkriegszeit brachen über uns herein. Unkontrollierbarer Menschenhass diktierte die Handlungen der Sieger gegenüber den Unterlegenen. Im Ort wurde es unruhig. Man begegnete vielen fremden Gesichtern. Verwundete Soldaten, die im Oberplaner Notlazarett versorgt worden waren, warteten auf eine Gelegenheit, in ihre Heimorte zu gelangen. Das Militär der Siegermächte, das in Oberplan einquartiert worden war, prägte ebenfalls das Ortsbild. Auch traf man manchmal auf Heimkehrer, „ausgediente“ Soldaten, die das Glück hatten, nicht in Gefangenschaft geraten zu sein. Auffallend oft stieß man auf Menschengruppen, die, aus dem Tschecheninneren kommend, deutsches Eigentum interessiert begutachteten.

Es kursierten allerhand Gerüchte in unserer Gegend. Die Angst ging um, die Menschen waren verunsichert, niemand wusste, wie es weitergehen würde. So verlebten wir die Tage zwischen Hoffen und Bangen.

Erschreckend für meine Familie war, dass Vater und der ältere Bruder in Gefangenschaft lebten und Mutter diese bittere Zeit alleine durchstehen musste. Mein kleiner Bruder, 4 Jahre alt und ich, damals fünfzehnjährig, konnten sie kaum dabei unterstützen. Mit Hilfe der Magd, den Großeltern und Inwohnerinnen des Hauses konnte die Landwirtschaft und das Allernotwendigste im Haus versorgt werden. So verging der Sommer und der rauhe Herbst zog ins Land. (Oft lag um diese Zeit schon Schnee im Böhmerwald, er mischte sich unter das dicht gefallene bunte Herbstlaub und wurde deshalb Laubschnee genannt. Als Kinder schlapften wir mit unseren Holzschuhen mit Vergnügen durch das raschelnde Laub-Schneegemisch – eine liebe Erinnerung).

Es kam der 23. Oktober, ein rauher, kalter Herbsttag, der ahnen ließ, dass der Winter nicht mehr fern war. Dieser schicksalhafte Tag sollte unser letzter in Oberplan werden. Es war am Vormittag, als plötzlich bewaffnete Soldaten im Raum standen und uns aufforderten, in kurzer Zeit das Haus zu verlassen. Das schreckliche Gerücht von Vertreibung und Enteignung ist Realität geworden. Wir gehörten also zu den ersten Oberplanern, die davon betroffen waren. Zutiefst erschrocken, wussten wir nicht, wie wir uns verhalten sollten. Mutter sank kreidebleich auf die Bank. Den Kopf in beide Hände gestützt, saß sie regungslos, unfähig zum Handeln, da. Wir beiden Kinder standen bestürzt neben ihr und warteten. Wie sie es dann doch geschafft hatte, das Notwendigste in dieser Situation zu tun, weiß ich heute nicht mehr. Es waren Momente, die keiner imstande ist, wiederzugeben. Wir gingen daran, so schnell wir es vermochten, ein paar Habseligkeiten zusammenzuraffen und diese in Körbe und Säcke zu füllen. Es geschah wahllos – die Verwirrung war zu groß.

Nach der vorgeschriebenen Zeit kamen die Soldaten wieder, kontrollierten das Gepäck, nahmen da und dort wieder ein Stück weg und ließen es in der Toreinfahrt liegen. Dazu gehörten die roten, samtverbrämten Bettdecken, ein Hochzeitsgeschenk meiner Eltern. Mutter liebte diese Decken, sie hatte mir, als ich noch kleiner war, oft von den Menschen erzählt, die sie ihr geschenkt hatten. Noch heute sehe ich sie am Boden der Hausdurchfahrt liegen. Man hatte sie nebst anderen Dingen aus dem Gepäck genommen und auf den Boden geschmissen.

Vor dem Nachbarhaus stand ein Lastwagen, auf dessen Ladefläche schon verängstigte Menschen saßen. Es handelte sich um Verwandte meines Vaters, das Ehepaar Franz und Anna Webinger, Fleischhauer und deren Tochter. Man verfrachtete uns dazu, ließ uns in der Kälte sitzen, bis es zu dunkeln begann. Eine verstörte Menschenmenge stand umher, geschockt, erstarrt, verzweifelt, keiner konnte helfen...

Uns, die wir wie Vieh auf die offene Ladefläche „verladen“ worden waren, ging es ebenso.

Unsere Magd, die schon 16 Jahre zur Familie gehörte, war für diesen „Abtransport“ nicht vorgesehen. Man ließ sie Dienstbotenarbeit bei der tschechischen Gendarmerie verrichten. Sie war es, die unaufhörlich auf Mutter einredete, ihr den Vierjährigen in Oberplan zu lassen. Was muss wohl in meiner Mutter vorgegangen sein, als sie den Entschluss fasste, ihr jüngstes Kind zurückzulassen. Da wir ja nicht wussten, was die Tschechen mit uns vorhatten, erhoffte sie mit dieser Entscheidung das bessere Los für ihren Kleinen. Aus heutiger Sicht ersehe ich daraus, dass die Vertriebenen damals noch die unerschütterliche Hoffnung in sich trugen, bald wieder in ihre Häuser zurückkehren zu dürfen; eine Hoffnung, die sich bis zum heutigen Tag nicht erfüllen sollte.

Bei Anbruch der Dunkelheit setzte sich das Fahrzeug in Bewegung. Nach einigen Stunden, wir befanden uns längst im Tschecheninneren, durften wir aussteigen. In einem kleinen Dorf quartierte man uns in einem größeren bäuerlichen Anwesen ein. Hier waren wir zur Zwangsarbeit eingeteilt. Ein Wohnraum für 5 Personen und eine Kammer, eher ein kellerähnlicher Abstellraum, dienten als Unterkunft. Essen mussten wir aus zugeteilten Lebensmitteln selbst kochen, Fleisch gab es nicht.

Wie alle Deutschen mussten wir uns mit einer weißen Armbinde, darauf ein schwarzes „N“ gedruckt war, kennzeichnen. Damit wiesen wir uns als Deutsche aus. Manchmal ergab sich die Notwendigkeit, in die nahe gelegene Kleinstadt zu gehen. Da konnte es schon vorkommen, dass man bespuckt wurde. Der Hass auf die Deutschen war groß. Auf dem Hof gab es viel zu tun. Da die landwirtschaftliche Tätigkeit fast jedem Böhmerwäldler vertraut ist (daheim hatten viele Häuser eine Landwirtschaft dabei), kamen wir zurecht. Abends krochen wir müde in unsere karge Unterkunft und weinten um die verlorene Heimat. Kummer und Heimweh waren groß, ebenso die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in unseren Heimatort. Die Not schweißte uns fester aneinander. Keiner glaubte damals, dass es eine Vertreibung für immer werden sollte. Die Hoffnung hielt unsere Kräfte und Sinne wach, ließ uns trotz Verzweiflung nicht aufgeben. Wir redeten viel von daheim, das tat gut und half uns in unserer seelischen Pein. (Ich spreche aus der Sicht einer damals Fünfzehnjährigen. Meine Eltern, der leidgeprüften Generation angehörig, können dazu nicht mehr befragt werden – wir stehen längst vor ihren Gräbern. Sicher bin ich, dass sie viel Leid schweigend ertrugen).

Die Wochen vergingen – Weihnachten stand vor der Tür. Manchmal besuchten uns Deutsche, die in umliegende Dörfer verschleppt worden waren. Gerüchte über Weiterverschleppung in sibirische Arbeitslager tauchten auf. In schlaflosen Nächten suchten wir verzweifelt nach einem Ausweg, einer Fluchtmöglichkeit. Eines Tages wagten wir den Weg in die Freiheit. Günstige Umstände, zur Weihnachtszeit und ein junger deutscher Mann aus Stögenwald, verhalfen uns zur ersten Fluchtetappe bis Oberplan. Von hier schlugen wir uns nach Glöckelberg durch. Dort nahmen uns „umgesiedelte“ Deutsche auf und halfen uns weiter. (Viele Deutsche wurden, ehe sie „ausgesiedelt“ wurden, in andere Dörfer umgesiedelt).

Jemand führte uns in der Nacht des 26. Dezember durch tief verschneite Waldwege über die Grenze. Wir mussten von den Russen besetztes Gebiet durchqueren. Der Schnee knirschte unter den Füßen, wir wagten vor Angst kaum zu atmen. Schüsse zerrissen die Nacht. Die fast unerträgliche nervliche Anspannung, Furcht und Schrecken dieser Nacht werden unvergessen bleiben. Mit Aufwendung aller Kräfte und Gottes Hilfe schafften wir vorerst einmal den Weg nach Österreich, in die Freiheit.

Hier ging es uns wohl nicht anders, als vielen Flüchtlingen, die sich auf Suche nach neuer Heimat befanden. Überleben und Einleben in der Fremde bedeutet erneut Kampf und oft schmerzliche Demütigung.

Unser größter Wunsch, die Wiederfindung der zerrissenen Familie, ging nach und nach in Erfüllung.

Sehr bitter war Vaters Tod für uns. Er konnte den Verlust der Heimat mit all den Folgen nicht verkraften.

Wir alle litten sehr unter Heimweh. Die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat tragen wir, so lange wir leben, in unserem Herzen. Man muss wohl selbst ein Vertriebener, ein Heimatloser gewesen sein, um die Tiefe, die Unauslöschlichkeit dieses Heimatgefühles verstehen zu können.

„Heimat“ ist wie Blutsverwandtschaft – man kann sie nicht ersetzen ...

Eingesandt von Traudl Woldrich, Pressig